

Erster Tag

Raphael

Die Nacht war lang gewesen und natürlich verschlief ich. Sascha, die junge Ukrainerin, die eine Woche zuvor bei der Nachbarin eingezogen war, hatte Borschtsch und eine Flasche Wodka gebracht, wir hatten gegessen, getrunken und über den Krieg und die Russen geredet, in einem Mischmasch aus Englisch, Deutsch und den paar slawischen Wortfetzen, die ich kannte und wäre sie etwas hübscher gewesen, dann hätte ich sie jetzt vielleicht aus dem Bett schmeißen müssen. Aber Sascha war nicht hübsch. Niemand ist hübsch nach vier Wochen Krieg und einer Woche auf der Flucht.

Ich machte Kaffee, putzte mir die Zähne und verzichtete auf die morgendlichen Übungen für meinen Fuß. Das rächte sich bald, denn schon auf dem Weg zum Bahnhof fuhr mir der Schmerz wie ein Messer durch den Rist und ich humpelte in letzter Minute noch in den IC, der mich nach Zürich direkt zum Flughafen bringen würde, wo ich meinen Vater abholen sollte.

Ich ließ mich in einem Abteil nieder und legte das Bein hoch. Langsam ging der Schmerz zurück und machte Platz für dieses sonderbare Gefühl, das mit der Aussicht, die nächsten vier Tage mit meinem alten Herrn zu verbringen, verbunden war. Eine Mischung aus Freude, Hoffnung, Angst und Ärger über mich selbst, seinem Wunsch nachgegeben zu haben. Aber so wars nun mal. Augen zu und durch, dachte ich. Was konnte noch passieren, was ich nicht alles schon mit ihm erlebt hatte?

Das letzte Mal hatten wir uns zu Weihnachten gesehen. Seit drei Jahren feierten wir Heiligabend wieder gemeinsam, nach dem er sechzehn Jahre nur den Stefani- oder bestenfalls den Christtag für uns erübrigt hatte, während er den 24. Dezember immer mit Daniela, seiner zweiten Frau verbrachte.

In meiner Erinnerung war das nicht weiter schlimm, er fehlte mir an anderen Tagen mehr als zu Weihnachten. Auch meine Mutter gewöhnte sich rasch an seine Abwesenheit, da sie bald nach der Scheidung von meinem Vater einen neuen Mann hatte. Magdalena, meine Schwester, litt mehr darunter, was sie sich aber nie anmerken lassen wollte, zumindest nicht in Form einer traurigen Verstimmung, sondern wenn, dann nur in jener besonderen Art von aggressivem Zynismus, der jeden, der unsere Familie kannte, bestätigte, wer ihr Vater war.

Seit drei Jahren feierten wir also wieder den Heiligabend gemeinsam, was auch daran lag, dass sich mein Vater von Daniela nach achtzehn Jahren getrennt hatte, aus demselben Grund warum er meine Mutter verlassen hatte – einer anderen Frau. Getrennt, aber noch nicht geschieden, lebten die beiden nun in verschiedenen Bezirken und trafen sich doch immer wieder regelmäßig. Sie konnte anscheinend nicht von ihm lassen, selbst mit dem Wissen, dass er sowohl seine erste Frau als auch seine neue Geliebte nach wie vor traf.

Auch meine Mutter wusste von all dem und tolerierte es. Seit meine Eltern geschieden waren, war ihre Beziehung stetig besser geworden, der Kleinkrieg ihrer letzten Ehejahre nur eine peinliche Erinnerung und das, was sie nun miteinander hatten, eine reife und sehr gelassene, Freundschaft, die vielleicht nur möglich ist, wenn man vierzig Jahre Zeit hat, sich in allen Untiefen des Lebens kennen zu lernen. Tatsächlich hatten sie sich nie aus den Augen verloren und standen in den meisten Schwierigkeiten, die sich nach ihrer Ehe ergaben, und derer nicht wenige waren, zusammen.

Nachdem mein Vater aus dem Haus, in dem er mit Daniela gewohnt hatte, ausgezogen war, nahm er eine Wohnung im fünfzehnten Bezirk. Und wie es der Zufall wollte, zog meine Mutter wenige Wochen später in die gleiche Gasse, in der er wohnte, genau in das Haus direkt gegenüber, nachdem auch sie sich von ihrem nun schon dritten Ehemann getrennt hatte. Seither sahen sich meine Eltern öfters, luden sich einmal pro Woche gegenseitig zum Essen ein und unternahmen ab und zu gemeinsam etwas. Wer ihre Geschichte nicht kannte und sah, mit wieviel Respekt und vor allem Humor sie miteinander umgingen, konnte sie für ein ganz normales, älter gewordenes Ehepaar halten.

Magdalena wohnte nur eine U-Bahnstation von unseren Eltern entfernt, nahe jenem Gymnasium, an dem sie Kunst unterrichtete, mit Arturo, ihrem chilenischen Mann, der immer nur auf drei Monate zu Besuch war, ehe er wieder nach Chile zurückmusste. Sie hatten im letzten Sommer geheiratet, in der festen Hoffnung, dass er dann schneller zu einer dauerhaften Aufenthaltserlaubnis kommen würde, was sich aber erst im kommenden Frühjahr erfüllen sollte.

Wir feierten das Weihnachtsfest bei den beiden. Magdalena ließ sich das nicht nehmen, obwohl unser Vater heftig darauf bestand, in seiner Wohnung zu feiern, weil diese grösser war. Was weiß ich, was ausschlaggebend war für die Entscheidung, aber

meine Schwester setzte sich gegen Vater immer durch. Schon als Kind. Sie war einfach „die Große“ und stand ihm, „den Alten“ in nichts nach.

Das Jahr, das zu Ende ging, war für alle von uns durch einschneidende Ereignisse geprägt. Zum einen war das die Covid-Pandemie, die Vater die berufliche Selbständigkeit als Dozent für Gesundheits- und Arbeitsrecht gekostet hatte und auch für Magdalena als Lehrerin von rund hundertfünfzig, zum Teil extrem verstörten Kindern und Jugendlichen eine enorme Herausforderung war. Das zweite war der Tod Großmutter, der, obwohl schon lange absehbar, uns alle mit der Wucht einer Mörsergranate traf, das dritte, die immer schlimmer werdende Arthrose meiner Mutter und, was mich betraf, der schmutzige Abschied aus der WG, in der ich die letzten acht Jahre gelebt hatte.

Letzteres sickerte schon vor meiner Ankunft in Wien durch und löste eine Lawine von Fragen seitens meiner Mutter aus, von denen ich keine einzige am Telefon oder auf dem Messengerdienst, mit dem wir im Netz kommunizierten, beantwortete. Ich nahm mir zwar vor, die gesamte unselige Geschichte bei unserem Weihnachtsessen zu erzählen, aber irgendwie verging mir dann die Lust daran. Es hätte die gute Stimmung zerstört, fand ich, und behielt die Gründe lieber für mich, beantwortete die bohrenden Fragen, die vor allem von Mutter kamen, nur knapp und einsilbig. Vater hingegen fragte nichts und ich war mir nicht klar, ob es ihn nicht interessierte oder ob er einfach nur akzeptierte, worauf er ohnehin schon seit geraumer Zeit wartete. „Man lebt mit fünfunddreißig Jahren nicht wie ein Bettelstudent“, war seine Meinung dazu.

Weihnachten ist in meiner Familie, obwohl wir nicht gläubig sind, seit jeher ein sehr ausgedehntes und zelebriertes Fest. Wir kochen viel und gut, reden dummes Zeug, lachen bis knapp zum Erstickungstod, trinken jede Menge und im fortgeschrittenen Stadium der Lustigkeit singen wir alle Lieder, die wir auswendig können, von „Stille Nacht“ über „Hey Jude“ bis „Bandiera Rossa“. Manchmal stoßt Alfred, Vaters bester Freund, zu uns, ein bedingungsloser Pazifist und einer der ganz wenigen Menschen, die einen linken Sozialismus und die katholische Heilslehre unter einen Hut bringen, und liest dann aus Ernesto Cardenals „Evangelium von Solentiname“ die Weihnachtsgeschichte vor. Geschenke gibt es erst gegen Mitternacht, von Mutter stets Selbstgestricktes (meist Schals, die ursprünglich als Topflappen geplant waren, aber dann irgendwann ausarteten), von Vater immer nur Bücher (die er gerne selbst gelesen

hätte), von meiner Schwester und mir, was uns grade in den Sinn kommt und von allen ihre Anwesenheit und Fröhlichkeit, bis zwei Uhr nachts.

Für heuer hatten Magdalena und ich uns etwas Besonderes ausgedacht. Mutter sollte eine Renovierung ihrer Wohnung, die sie im Vorjahr bezogen hatte und die noch immer in einem, wie mein Vater sagte, „behandlungswürdigen Zustand“ war erhalten und er selbst eine Reise. Beide Geschenke waren riskant. Meine Mutter stand am Rande eines Messie-Syndroms (*„Nein, vielleicht eine kleine Wertbeimessungsstörung aber doch kein Messie-Syndrom!“*, meinte sie), sammelte über die Jahre einfach alles an, was ihr momentan grad gefiel, und ließ niemals Aufräumaktionen ihrer Kinder zu. Und mein Vater hasste Reisen (*„Ich bin gern woanders, aber ich mag nicht gerne wegfahren“*). Dennoch: Magdalena und ich hatten uns ganz fest vorgenommen das durchzuziehen. Arturo würde zu Ostern aus Chile wieder kommen und zuerst in Madrid landen, dort wollten wir uns dann für eine Woche mit Vater treffen.

Während meine Mutter ihren Widerstand in der Aussicht, dass ich unmittelbar nach Weihnachten noch eine Woche in Wien bleiben würde – und das ausschließlich für sie – aufgab, verweigerte mein Vater wie zu erwarten war, die Reise. Der Plan wurde weggewischt wie die Brösel der Weihnachtskekse. Nein, er fahre unter keinen Umständen heuer weg, fliegen ginge schon gar nicht, was man denn glaube, in Zeiten einer Pandemie diesen Scheißvirus auch noch durch halb Europa zu schleppen, viel wichtiger sei, Großmutter's Haus zu renovieren.

Punkt. Ende der Debatte. Das war abzusehen. Magdalena probierte es noch einmal, verwies darauf, dass er doch im November seinen sechzigsten Geburtstag gehabt hatte, dem man schon nicht gefeiert hatte wegen Großmutter's Tod, und kramte dann auch noch die alte Geschichte seines fünfzigsten Geburtstags hervor, zu dem wir ihn schon einmal eine Reise schenken wollten, damals nach New York, und damit ebenso scheiterten (*„Was mach ich im Vaterland der Ausbeuter, in dem die Gewerkschaft der Mafia gehört?“*). Wir gaben es auf. Es war nichts zu machen mit dem alten Sturschädel.

Mit der Gewissheit, dass unser Plan gescheitert war, trat für einige Minuten peinliches Schweigen ein, das fast körperlich zu spüren war, wie ein plötzlich einschießender Zahnschmerz. Mutter sagte ihr unvermeidliches „Och schade, jetzt sei doch nicht so...“, aber von ihm kam nichts mehr. Nicht einmal eines jener ellenlangen Gegenargumente, die er sonst von sich gab, um seine Entscheidungen zu begründen. Nur Schweigen. Mich machte das ganz unrund, denn das war ich gar nicht gewohnt

und seine fein gedrechselten, rhetorischen Spitzfindigkeiten mochte ich eigentlich immer sehr.

Nach einer Weile sagte er mit einer ungewohnt leisen, müden und fast traurigen Stimme, die er, wie mir Magdalena später erzählte, erst seit Großmutters Tod an den Tag legte: „Ich danke euch, Kinder. Ich weiß das sehr zu schätzen, aber ich will das wirklich nicht.“

Halb im Scherz sagte ich: „Und? Darfs vielleicht was anderes sein, was wir im Angebot hätten?“

„Ja“, sagte er im selben ernsten Ton. Und nach einer Pause, die mir fast Unbehagen bereitete, weil er mir dabei so tief in die Augen sah, wie selten zuvor: „Ich möchte eine Woche nur mit dir verbringen.“

Ich war baff, denn mit vielem hatte ich gerechnet, aber nicht damit. Mein Mund wurde mit einem Mal staubtrocken und ich wusste nicht ob ich husten oder schlucken sollte, entschied mich dann doch fürs letztere und während ich einen tiefen Zug des mexikanischen Bieres nahm, nachdem, Vaters Meinung nach, diese Pandemie benannt worden war, schielte ich zu meiner Schwester. Die zuckte nur mit den Achseln.

„Gut“, sagte ich zu Vater, „dann komm!“

Und jetzt kam er.

Natürlich ist es beschämend in diesen Zeiten der globalen Erwärmung eine Strecke von nur neunhundert Kilometern zu fliegen, anstatt mit dem Zug zu fahren, aber es ging nicht anders. Die Bahn stellte die Fahrt durch Österreich allen Menschen mit ukrainischem Pass kostenlos zur Verfügung und die meisten Flüchtenden, die in Wien ankamen, wollten sofort weiter in den Westen, wo schon ihre Familien oder Bekannten warteten oder einfach nur ein freundlicherer Staat als dieser.

In den Nachtzügen war kein Liegeplatz mehr zu bekommen und in den am Tag fahrenden nur Plätze in der Business-Class, die für die Flüchtenden natürlich nicht freigegeben waren. Selbst, wenn ich meinen inneren Schweinehund gewähren lassen und die Business-Class genommen hätte, wäre es einfach blöd, um den gleichen Preis zehn Stunden zu sitzen, als nur eine. Also versuchte ich ernsthaft an ein Flugticket zu kommen und scheiterte an diesen Schwachsinnigkeiten, die sie Internet, Apps, E-Banking oder was auch immer nennen.

Ganze vier Stunden, ärgerte ich mich mit Webseiten und Webformularen herum, mit Benutzernamen und Passworten, Sonderaktionen und dubiosen Billigangeboten verschiedener Reiseanbietern und Fluglinien. Schließlich gab ich es entnervt auf und schickte Raphael ein Post: „Hilfe!“

Er wusste sofort, worum es ging, und rief mich keine zwei Minuten später an, offensichtlich aus einem Lokal, den im Hintergrund war Musik, Schanklärm und eine Frauenstimme zu hören, die auf meinen Sohn einzureden schien, aber ich verstand kein Wort davon.

„Hallo Vater!“

„Hallo Sohn!“

„Hast du die Tickets?“

„Noch nicht ganz“

„Was heißt das?“

„Alle Züge sind voll, also muss ich jetzt doch fliegen. Aber das günstigste Ticket, das ich kriegen kann, ist kein Direktflug, da muss ich in Frankfurt umsteigen.“

„In Frankfurt?“

„Ja“

„Du willst von Wien nach Zürich über Frankfurt fliegen? Warum nicht gleich über Sidney?“

„Weils nicht anders geht. Ich zahl doch nicht vierhundert Euro für einen Businessflug!“

„Ich hab dir doch gesagt, du sollst dir die App von Austrian Air runterladen,“

„Die was?“

„Die App. Das ist ein Programm für dein Handy, mit dem checkst du dann die Restplätze direkt mit der Austrian oder Swiss Air und kannst sie auch gleich buchen und bezahlen.“

„Ja schon, aber dazu brauche ich wieder diesen Scheißcode von der Visa-Karte, den ich nicht habe und über das normale Online-Banking geht das nicht.“

„Den 3D-Secure-Code hast du auch noch nicht? Das habe ich dir schon zu Weihnachten erklärt, wie du den bekommst.“

„Ja drauf gekackt, ich hab’s vergessen.“

Die Frau im Hintergrund redete ohne Unterlass weiter auf ihn ein und er kappte ihren Gesprächsfluss einsilbig ab. Ich hörte den Tonfall: knapp und keinen Widerspruch duldend, und sah die Geste vor mir, die er dabei machte: sein Handy mit der linken Hand fest ans Ohr gepresst, das Gesicht von ihr abgewandt, die Augenbrauen eng zusammen, die rechte Hand flach und mit ausgestreckten Fingern nahe am Gesicht, als würde er zu einem Handkantenschlag ausholen.

Aber es lag nichts Bedrohliches in dieser Haltung, nichts, was die uneingeschränkte Sympathie, die fast alle Menschen von Anfang an meinem Sohn entgegenbrachten, auch nur im Geringsten schmälerte, und dennoch wussten auch alle: Jetzt redet man ihn besser nicht an! Ursula meinte, diese Geste habe er von mir, aber bei mir käme das immer total aggressiv rüber. Wie alles. Bei ihm nie. Nichts an ihm sei jemals aggressiv. Überhaupt nichts. Soweit seine Mutter. Ich konnte mich an anderes erinnern.

„Ich check dir das, Papa“, sagte er und auch das duldete keinen Widerspruch.

„Ist gut“, sagte ich. „Danke“. Aber das Geld gebe ich dir zurück.“

„Klar, kannst du gerne“.

Keine zehn Minuten später schickte er mir die Tickets auf meine Mail-Adresse. Austrian Air hin in zwei Tagen, Swiss Air zurück in sechs Tagen, billiger als die Zugtickets.

Erst später fiel mir auf, dass zwischen Hin- und Rückflug fünf Tage lagen und nicht, wie wir zu Weihnachten vereinbart hatten, sieben. Oder wenigstens sechs Tage. Aber hatten wir überhaupt etwas vereinbart? Oder kam er nur den Wunsch seines Vaters

nach, wie einer Art Pflicht oder eine Gewohnheit, über die sich nachzudenken nicht mehr lohnt?

Am Samstag, um sieben Uhr früh rief ich ein Taxi und ließ mich zum Flughafen bringen. Zwar hatte Raphael gesagt, es wäre nicht mehr nötig, wie in den 1980er Jahren drei Stunden vor Abflug da zu sein, der QR-Code (was war das nun wieder?) den er mir mit dem Ticket geschickt hätte, wäre schon der Boardingpass und ich bräuchte das nicht einmal ausdrucken, sondern nur das Handydisplay auf den Leser beim Gate zu legen und es reiche, eine halbe Stunde vorher in der Boarding-Zone zu sein. Was zur Hölle redete der Junge da, wer sollte das verstehen und in welche Welt war ich da gekommen?

Das letzte Mal hatte ich ihn vor zwei Jahren besucht. Das Verhältnis mit Tanja war noch keine zwei Monate alt, Daniela wusste von der ganzen Affäre noch nichts, ich plante zwar schon bald auszuziehen, hatte aber noch nicht die passende Wohnung gefunden. Um einmal ein Wochenende in Ruhe verbringen zu können, buchte ich einen Trip nach Zürich für zwei im Schlafwagen und in einem sündteuren Designerhotel.

Raphi wohnte noch in der WG und ich freute mich ihn überraschen zu können. Er freute sich aber überhaupt nicht und der Grund war Tanja. Konkret, dass ich sie mitgenommen hatte, ohne ihm vorher von ihr zu erzählen. Ihr gegenüber war er natürlich freundlich und charmant, wie zu jedem Menschen und wie jedes weibliche Wesen war auch Tanja sofort in ihn verliebt, aber als wir am Abend Essen gingen, nahm er mich zur Seite und sagte:

„Sag mal, wofür hältst du dich eigentlich? Du kommst mit deiner neuen Geliebten einfach hierher und führst sie vor, als wäre sie von irgendeinem sündteuren Escort-Service und du müsstest mir zeigen, was du dir leisten kannst. Warum hast du mir nicht vorher von ihr erzählt?“

Ich war etwas konsterniert von der Heftigkeit seines Vorwurfes, aber merkte, dass ich die Ohrfeige, die er mir gerade verpasst hatte, wohl verdiente. Trotzdem schnauzte ich zurück:

„Was ist? Willst du mir einen Vortrag halten über Treue? Ausgerechnet du, der seit Jahren von einem Bett ins andere fällt und mehr Herzen als jeder andere gebrochen hat?“

„Aber darum geht's doch gar nicht!“, erwiderte er, „Es geht darum, wie du die Frauen um dich behandelst. Egal ob Mutti oder Daniela oder diese Tanja, ja sogar Magdalena – als ob sie alle nur Aufputz für dich wären, die an deiner Seite durch die Gegend stöckeln müssen.“

Vielleicht hat er ja recht, dachte ich, aber das zuzugeben kam nicht in Frage. Daher sagte ich nur: „Es ist erschreckend, wie konservativ du hier in der Schweiz geworden bist“.

„Und auch mit konservativ oder progressiv hat das nichts zu tun“ erwiderte er und war dabei seltsam ruhig, fast traurig schien es mir. „Es hat was mit Anstand zu tun. Zumindest mit der Art von Anstand, den du mir mal beibringen wolltest.“

Der Rest dieses Wochenendtrips verbrachte ich in dem dumpfen Gefühl, dass er verdammt recht hatte und ich das alte Arschloch geworden war, das ich nie werden wollte und doch vielleicht immer schon war. Tanja bekam davon nicht viel mit, verstand sich allerdings mit Raphi ausgezeichnet. Wir besuchten ihn nochmal in seiner WG, gingen aber dann unsere eigenen Wege, ein Spaziergang am Rhein, ein Besuch in der Beyerle Foundation, nichts, was blieb, außer dieses schale Gefühl im Mund, ein alter dummer Mann geworden zu sein.

Es war halb acht als ich vor dem Flughafen aus dem Taxi stieg und mein Gate suchte. Im Flughafen schien sich halb Wien aufzuhalten. Die durch die Covid-Pandemie bedingten Reiseeinschränkungen in die meisten europäischen Länder waren aufgehoben und nun schien für alle, die es sich leisten konnten oder auch nicht, endlich Zeit zu sein, einer anderen Krankheit, nämlich dem Reisefieber zu verfallen.

Der Check-In verlief tatsächlich so einfach wie Raphi gesagt hatte, nicht einmal nach einem Pass wurde mehr gefragt. Anscheinend war der Mensch nur dann existent, wenn er ein Handy hatte und darauf ein Quadrat aus hunderten weiteren schwarzen Quadraten in absurder Anordnung. Ich dachte an einen uralten Bilderwitz über den Ursula und ich vor mehr als zwanzig Jahren Tränen gelacht hatten: Ein Beamter hinter einem Bildschirm sagt zu einem Kunden: „Der Computer hat Sie nicht im System. Sind Sie sicher, dass Sie existieren?“

Ich hatte tatsächlich noch mehr als anderthalb Stunden Zeit und schlenderte durch die Duty-Free-Zone und bemühte mich ernsthaft nachzudenken, was ich davon kaufen sollte, mir fiel aber partout nichts ein. Auch einen Kaffee an einen der vielen Bistros verweigerte ich angesichts der unverschämt hohen Preise. Also setzte ich mich in die

Wartezone bei dem Gate, zu dem ich schließlich musste und beobachtete ein paar mit ihren unterforderten Kindern überforderte Mütter.

Eine Bande übernächtiger Jugendliche füllte sich mit Red Bull ab, zwei Geschäftsleute hackten wichtigtuertisch auf ihren Laptops herum und eine Gruppe japanischer Touristen, alle mit spitzen grauen Filzhüten, die alpine Folklore vortäuschen sollten, versammelten sich um eine, mit Kärntner Einschlag englischsprechende, Reiseführerin mit roten Regenschirm. Und jede Menge ukrainischer Flüchtender, gut erkennbar an der Orientierungslosigkeit, mit der sie ihre monströsen Koffer vor sich herschoben.

Ein absurdes Bild von erschreckender Metaphysik: alle kurz vorm Sprung, alle am ständigen Abflug, nicht mehr dort von wo sie weg wollten und noch nicht dort, wo sie hin wollten, Heimatlose, die sich irgendwo zuhause wähnten und doch nur ewig wandernde Nomaden waren. Und ich einer von ihnen.

Die kleine Maschine der Swiss-Air hob pünktlich ab. Es gab in der Economy-Class nichts zu essen, auch keinen Kaffee, sondern nur in der Business-Class, aber man hätte Schweizer Uhren von Lacroix und Parfüm von Hugo Boss kaufen können. Ich wollte nichts von beiden. Eine Stunde später war ich in Zürich. Raphi war nicht da.

Raphael

Die Schweizer Bahn ist so pünktlich wie jede andere auf der Welt und ihre Beamten so klug, wie alle Beamten auch. Jede, noch so geringe Kleinigkeit bringt den gleichförmigen Trott, der für die Mitteleuropäer so überlebenswichtig und dessen Aufrechterhaltung für die Diener ihrer Staaten der einzige Daseinszweck zu sein scheint, zum Kippen und droht die Welt ins Chaos zu stürzen. So wie die durchziehenden Flüchtenden aus der Ukraine und zuvor jene aus Syrien, dem Irak oder Afghanistan, von denen immer nur ein Bruchteil in meinen beiden Heimatländern blieb – in dem einen, weil sie sich die zwischenmenschliche Kälte, in dem anderen, weil sie sich die unmenschlichen Preise nicht leisten konnten. Jedenfalls hatte der Intercity von Basel nach Zürich bereits fünfzehn Minuten Verspätung als er abfuhr und legte dann nochmals fünfzehn Minuten dazu auf dem Weg dorthin, weil er mitten auf der Strecke anhielt, der Ansage des Zugführers nach, wegen des hohen Flüchtlingsaufkommens.

Ich stellte mir einen Treck von Flüchtlingen vor, die wie eine Herde verhungerner Bisons über die Prärie des Aargaus die Eisenbahnstrecke querte und den IC zwang, seine Fahrt hier zu unterbrechen. Oder wie eine Horde Zombies in *The Walking Dead*, obwohl das schon eine ziemlich krasse Fantasie ist, wenngleich auch keine sehr unrealistische.

Ich schrieb eine Nachricht an Vater, dass ich mich verspäten würde. Den Grund der Verspätung teilte ich ihm nicht mit, er war ihm sicher egal, denn niemand, den ich kenne legt auch nur annähernd so viel Wert auf die Höflichkeit der Könige wie er und Magdalena, wenn es um ihre Schüler ging. Ich hoffte nur, dass er sein Handy einschalten würde, sobald er das Flugzeug verlassen hatte, denn was er sicher nicht beherrschte, war alles was mit Informationstechnologien zu tun hatte. Da war eben ich der Boss, wie er in Sachen Recht, Magdalena in Sachen Kunst und Mutter in Sachen Gesundheit.

„Ich gehöre einer Generation an“, pflegte er bei jeder Gelegenheit zu salbadern, „die gerade vom Wunder des Farbfernsehens gestreift wurde und die ohne Handys aufgewachsen ist. Ohne Handys! Kann sich das eigentlich irgendjemand vorstellen? Es gab sowas damals einfach nicht – und wir haben es trotzdem überlebt! Alles was es gab, waren Viertel-Telefone. Kennt das noch jemand? Viertel-Telefone?“ Mutter nickte

dann immer wissend, Magdalena verdrehte die Augen und ich konnte mir ein Grinsen nicht unterdrücken.

Das erste Handy, das in unserer Familie Einzug hielt, kurz nach der Jahrtausendwende war ein graues Nokia 3210, ein Diensthandy von der Arbeiterkammer, das alle bekamen, die wie Vater im Außendienst waren und die Personalvertretungen in den Betrieben berieten. Außer damit zu telefonieren und SMS zu schreiben, konnte das Ding nicht viel. Aber gerade die letztere Funktion war es dann, die die Ehe meiner Eltern beendete, da Vater es nicht nur für dienstliche Nachrichten benutzte, sondern auch, um sich mit Daniela zu verabreden und Nachrichten hin und her zu schicken, deren Stil und Inhalte selbst mir als damals fünfzehnjähriges Pubertier zu peinlich gewesen wären. Das flog natürlich auf, meine Mutter bekam das blöde Ding in die Finger, und eine neunzehnjährige Beziehung war in neunzehn Minuten zu Ende.

Zwei Jahre zuvor hatte er sich den ersten Computer gekauft, einen Laptop der Marke ThinkPad, die damals noch IBM gehörte, ich glaube aus der 3X Serie, noch gute drei Kilo schwer mit anderthalb Gigabyte Festplattenspeicher und der Performance einer toten Katze. Aber es war trotzdem ein recht guter Rechner für die damaligen Verhältnisse, und er machte mich im wahrsten Sinn des Wortes süchtig,

Ich erinnere mich noch, wie wir das Ding kauften: Die ganze Familie pilgerte gemeinsam zu dem „Spezialgeschäft“ einer Fotohandelskette, die es längst nicht mehr gibt, mein Vater entschied sich so rasch wie er es noch nie vorher und auch nachher nicht getan hatte, nahm auch einen Drucker und einen Scanner – damals noch zwei getrennte Geräte – dazu und wir mussten ein Taxi nehmen, um den ganzen Krempel nach Hause zu bringen. Heute gehst du in den nächsten Apple Store, steckst dir das neueste Notebook in der Größe einer Flügelmappe in den Rucksack und das wars.

Manchmal wird Vater von Magdalena oder einer ihren Kolleginnen in die Schule eingeladen als Zeitzeuge, wo er dann über Zwentendorf, Hainburg oder den Berliner Mauerfall, bei dem er durch Zufall dabei war, erzählen darf, was ihm immer schon tagelang vorher und nachher in Euphorie bringt. Einmal fragte ich meine Schwester, ob ich nicht schön langsam auch eine Einladung als Zeitzeuge hinsichtlich der Entwicklungen in der IT-Branche verdient hätte. Sie lachte nicht und das machte mich dann doch etwas nervös.

Ich wüsste nicht, was ich den zehn- bis achtzehnjährigen Kids, die meine Schwester unterrichtet, über das Fach, mit dem ich mich seit nunmehr fast zwanzig Jahren beschäftige, erzählen sollte. Ist das nun Fluch oder Segen, soll man sich – nicht mehr Kind und noch nicht erwachsen – mit dem Scheiß auseinandersetzen oder es meiden wie die Pest? Ich habe keine Ahnung. Lernt einen Tisch aus Holz zu bauen oder ein Kleid zu schneiden, lernt ein Zimmer auszumalen oder kleinen Kindern den Hintern abzuwischen, aber bitte lasst die Finger von diesem Zeug! Das ist die eine Empfehlung. Die andere ist: Lernt dieses Ding zu beherrschen, bevor es euch beherrscht. Seid misstrauisch, seid geizig mit eurer Zeit, die euch von diesem Müll gestohlen wird, lest Bücher aus Papier, ihr Narren und habt mit echten Menschen Sex, nicht mit Pornhub!

Mein Vater limitierte meinen Umgang mit dem ThinkPad streng, die treibende Kraft dahinter aber war Mutter. Nur eine Stunde pro Tag, was natürlich, wo immer es möglich war, umgangen wurde. Faszinierend die Spiele, erst auf CD-Rom, dann schon bald im Internet, die Verbindung noch über die Telefonbuchse mit dem Erfolg horrender Kosten.

Als ich sechzehn war bot mir ein Nachbar, der für die Bundesforste arbeitete, einen Ferienjob an: Waldvermessung im Kärntner Grenzland. Vater war von der Aufgabe begeistert („*Der Junge muss sich einen Monat lang unter Männer in der freien Natur beweisen!*“), ich von der Bezahlung. Das, was ich dort verdienen würde, reichte für einen eigenen Rechner.

Der Job war ein Horror für meine damaligen Begriffe. Fünf Wochen am Stück durch Urwälder, Schluchten, Karstgebirge, in Holzhütten und Zelten schlafend, sich aus Dosen ernährend, Schweiß- und Furzgerüchen und dummen Scherzen von vier erwachsenen Männern (zwei Akademiker, zwei Forstarbeiter) ausgesetzt, aber alleinverantwortlich für ein hochsensibles GPS-System mit dem der Waldbestand im Grenzgebiet von Österreich, Italien und Slowenien neu verzeichnet wurde.

Als ich nach Hause kam, verdreckt, verwildert, dünner, aber auch stärker und zäher, schien ich für Mutter ein Fremder geworden zu sein („*Wo ist bloß mein kleiner Raphi hin?*“), für Vater das Gegenteil („*Du siehst langsam aus, wie ein Mann!*“).

Das Geld für den Job kam bald danach und wurde sofort in Komponenten für einen PC der Marke Eigenbau eingetauscht. Schneller, besser, grösser. Ein typisches Bubending also. Vater hatte inzwischen aus beruflichen Gründen eine Standleitung für das Internet organisiert, an dem ich fest mitnaschte. Mit katastrophalen Folgen: ich war nur mehr in der virtuellen Welt zuhause, hing die Nächte im Netz ab, die Tage im

Bett, die Wochenenden auf LAN-Partys, soff, kiffte und schrieb die Fehlzeitenerklärungen für die Schule selbst. Zwei Jahre lang.

Elterliche Kontrolle existierte nicht: Vater war nun öfters auf Außeneinsatz, Mutter als Krankenschwester ohnehin immer im Dienst, dazwischen fochten sie ihren Rosenkrieg aus. Er wohnte bereits bei Daniela und Magdalena war zu ihrem Bobo-Freund gezogen, einem arroganten Typen, Schreiberling für Life-Style-Magazine und grad mal zwei Jahre jünger als Vater.

Das Halbjahreszeugnis der dritten Klasse der technischen Fachschule, in die mich Vater mit besten Absichten geschickt hatte, sprach Bände: in acht von elf Gegenständen waren die Noten negativ. Der Klassenvorstand empfahl, mich von der Schule zu nehmen. Vater schlug mir eine Lehre als Elektriker vor. Oder als Installateur. Katastrophe, der Mann! Ich sagte: „Ist gut, ich werde mir was suchen.“ Er glaubte es nicht.

Im Mai begann ich eine Lehre als EDV-Techniker und blieb bei dieser Firma, die einer Frau gehörte (ein Kuriosum damals) und die nur Frauen als Kunden hatte, bis sie acht Jahre später an eine Gruppe Schweizer IT-Consulter verkauft wurde, die auch einige Mitarbeiter übernahm, darunter mich, da ich als der Spezialist für Linux-Server schlechthin galt.

Mutter sagt oft, wenn es Gott gibt, dann hat er eine ganze Legion Schutzengel auf mich angesetzt. Vater meint, ich hätte stets mehr Glück als Verstand gehabt. Vielleicht ist beides richtig. Vielleicht hat aber auch Magdalena recht, wenn sie sagt: „Dein größter Vorteil ist, wie du auf Frauen wirkst!“ Kann sein. Kann aber auch sein, dass das ein Fluch ist.

Reinhard

Ich schaltete das Handy wieder ein, um ihn anzurufen, aber noch bevor ich seine Nummer wählen konnte, trafen zwei Nachrichten ein. Die eine kam von Ursula: „Hast du das Buch und den Kuchen für Raphi mitgenommen?“ Natürlich hatte ich. Die zweite kam von ihm: „Zug hat Verspätung. Warte auf mich beim Info-Schalter der SBB!“

Ich fragte mich kurz, was das nun wieder war, dann fiel es mir ein: die Schweizer Bahngesellschaft. Der Infoschalter war schnell gefunden, jedoch nicht besetzt, dafür eine Menge Touristenbroschüren über Zürich ausgestellt. Ich fragte mich was an einer Stadt, die fast ausschließlich aus Banken bestand und Banken gehörte, touristisch attraktiv sein sollte, fand aber auch in den Broschüren keinen Hinweis darauf.

Gegenüber war ein Reisebüro, in dessen Auslage Plakate, die für Griechenlandurlaube bewarben. Ich stand eine Weile davor und betrachtete die Angebote: Kreta, Athen, Rhodos, Zakynthos, Thasos.

Thasos! Unser erster *Männerurlaub* – nur er und ich, ohne Ursula und Magdalena. Vor, warte mal, wie lange war das her: Neunundzwanzig Jahre? Achtundzwanzig? Oder doch schon dreißig? Auf alle Fälle das Jahr, in dem er eingeschult wurde. Und in dem ich aufhörte zu Trinken.

Ich war noch keine hundert Tage trocken und Fritz, mein Sponsor bei den Anonymen Alkoholikern hatte Bedenken: „Bist du dir sicher?“, hatte er gefragt und ich hatte einfach nur mit „Ja“ geantwortet, aber ich war es ganz und gar nicht. Es ging trotzdem gut.

Ein feines Restplatzschnäppchen: Flug und eine Woche Aufenthalt. Die vielleicht letzte Chance für lange Zeit mit meinem Sohn allein zu sein. Ursula hatte die Scheidung eingereicht, der Grund war mein Trinken, das ich nicht mehr im Griff hatte. Die Kinder würden sicher ihr zugesprochen werden und wenn ich ein Besuchsrecht aushandeln konnte, dann wären wahrscheinlich immer beide gleichzeitig bei mir, wie immer das dann auch aussah. Nicht, dass ich da etwas dagegen gehabt hätte, nein gar nicht, aber es gibt eben Dinge, die sollten Männer nur mit ihren Söhnen tun. Das Schöne am Vater sein: Noch einmal ein kleiner Junge mit einem anderen kleinen Jungen sein zu können und dennoch der, der es besser weiß, besser kann, besser macht. Und vor allem: darf.

Aber ich wusste und machte zu diesem Zeitpunkt gar nichts besser, konnte nur saufen und konnte nichts, ohne zu saufen und nicht viel mehr, wenn ich besoffen war.

Es reichte gerade, einem miesen Job nachzugehen, die so viel Geld brachte, dass wir gemeinsam mit Ursulas Gehalt über die Runden kamen.

Wie und wo und warum meine Sucht begonnen hatte, weiß ich heute nicht mehr. Es gab Zeiten, da war ich mir sicher, dass ich mir die Berufskrankheit aller Politiker, und solcher, die es zu sein meinten, eingefangen hatte, dann wieder glaubte ich den Psychotherapeuten mehr, die mir eine Depression diagnostizierten („*Manche sind depressiv, weil sie trinken, manche trinken, weil sie depressiv sind!*“ – Mein Gott, dafür muss man Psychologie studieren?).

Als Jugendlicher trank ich nicht mehr als alle anderen. Hin und wieder mal ein kleiner Rausch, meistens am Wochenende, dazwischen nichts, kein Craving, kein Exzess, kein heimliches Trinken, nichts. Aber unmerklich wuchs der Dämon in mir, wurde gefüttert von Selbstmitleid und Versagensängsten, die sich mit Allmachtsfantasien abwechselten, von Weltschmerz und unbändigen Zorn über alles und jedem, das nicht meinen Vorstellungen von Gerechtigkeit entsprach. Die Leute, mit denen ich mich abgab, taten ihr Übriges dazu, diskutierende Dilettanten, die Nächte durchsoffen oder sich den Verstand aus dem Hirn kiffen und in ihrer eigenen Lethargie erstarrten. Wäre ich nicht so früh Vater geworden, ich wäre verreckt, noch ehe ich fünfundzwanzig geworden war. So ging es eben etwas langsamer und in meinem dreißigsten Jahr stand der absolute Tiefpunkt an, der fast ein Menschenleben gekostet hätte. Und zwar nicht irgendeines, sondern Raphis.

Was auch immer, ich hatte aufgehört. Von einem Tag auf den anderen, mit allem, was dazugehörte, einem Entzugsdelir wie aus dem Lehrbuch: Höllenschmerzen in jedem Knochen, tausende Spinnen die mir über mein Gesicht liefen, gotische Wasserspeier, die aus der Schlafzimmerwand kamen und mich mit glühenden Augen anstarrten, während sich eine grüngelbe Schlange, um mein Bein wandte und mir die Hoden abbiss.

Am nächsten Tag taumelte ich benommen in ein Meeting der Anonymen Alkoholiker und wusste sehr bald: Das war die einzige und letzte Chance, die ich bekommen würde. Als ich nach Hause kam und Ursula davon berichtete und sagte, dass ich nun wirklich und endgültig aufhören würde, da stellte sie eine Flasche Bier vor mich hin und sagte fast zärtlich lächelnd: „Trink, Reinhard. Sauf dich tot. Jetzt gleich. Bitte.“

Dieser eine, so sanft gesprochene Satz meiner Frau und nicht die zwölf Schritte der AA-Gruppe war es, der mich dazu brachte zehn Jahre lang kein einziges Glas mehr anzurühren, bis diese verdammte Scheiße mit ihr und dem Zivi begann.

Aber in diesem einem August 1991, noch keine drei Monate trocken aber noch lange nicht nüchtern und im Bewusstsein, dass Ursula sich ganz sicher von mir scheiden lassen werden würde, ihren sanften Fluch von meinem letzten Tag als Säufer noch im Ohr (bis heute hämmert er in meiner Erinnerung wie ein Presslufthammer), in dieser einen Woche auf Thasos, die nur mir und meinem Sohn gehörte, während in Moskau gegen Gorbatschow geputscht wurde und sich fünf Republiken der UdSSR unabhängig erklärten, darunter auch die Ukraine, die jetzt, dreißig Jahre später von Russland wieder annektiert werden sollten, wurde in meinem eigenen Leben alles anders: Ich bog ab und nahm einen anderen Weg.

Es gibt ein Foto, das in der Wohnung meiner Mutter hängt, altmodisch gerahmt, hinter entspiegeltem Glas. Es zeigt einen blonden, sechsjährigen Jungen in weißem T-Shirt, blauer Hose und einer Kapitänsmütze mit goldenem Anker, zwischen den Beinen eines dreißigjährigen Mannes geschmiegt, an dem kein graues Haar zu sehen ist und der den Jungen fest im Arm hält, hinter sich die Reling eines Fischerbootes und am Horizont eines tiefblauen Meeres eine grüne Küste. Nichts anderes in meinem Leben hat sich so tief in meine Seele gebrannt wie dieses Bild und nichts anderes hält mich mehr am Leben und lässt mich mehr dieses Leben lieben wie dieser eine Moment.

In meinem Blickfeld, hier am Flughafen in Zürich war die Rolltreppe zum Bahnsteig, an dem sein Zug ankommen sollte. Aus den Augenwinkeln sah ich wie ein blonder Schopf über die oberste Kante der Rolltreppe erschien, danach das bärtige Gesicht eines Mannes Mitte dreißig, weißes Hemd, braune Lederjacke, Grinsen bis zu den Ohren. Da kam er.

Raphael

Da stand er: Schwarzer schwerer Mantel, schwarze Jeans, schwarze Schuhe, schwarze Mütze und schwarzer Rucksack: The Man in Black. Wer hat Angst vorm schwarzen Mann? Ich. Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht.

Wir umarmten uns. Vorsichtig, nicht zu fest, er küsste mich auf die linke Wange, drückte mich kurz an sich, sein Bart kratzte an meinem, meiner an seinem. Wieder mal fiel mir auf, dass er gute zehn Zentimeter kleiner war als ich.

„Hallo Vater!“

„Hallo Sohn!“

Unsere Begrüßung. Sonst sage ich Papa zu ihm. Vater nur wenn ich mit anderen, die nicht zur Familie gehören, über ihn spreche. Oder wenn wir uns begrüßen. Das wirkt steif, ich weiß, distanziert. Die Nähe folgt danach. Früher oder später.

„Wie geht es dir, Raphael?“ (Nie sagt er „Raphi“ zu mir, wie die meisten anderen. Es sei denn er spricht über mich, soviel ich weiß. Auch das wirkt steif. Ist so. Macht nichts.)

„Gut. Und dir?“

„*Si tu vales, bene est...*“ begann er und ich vervollständigte: „... *ego quidem valeo!*“)

„Angeber“, sagte er, grinste dabei und in seinem Grinsen war so was wie Stolz, vielleicht auch Freude, dass ich mir den lateinischen Gruß gemerkt hatte. Schon als Kinder quälte er uns damit. Tausende Briefe habe Seneca, sein Lieblingsautor, geschrieben, jeden einzelnen mit diesem Satz beginnend oder endend: Wenn es dir gut geht, geht es mir auch gut.

„Wie war der Flug?“

„Ja, der Flug ging, aber am Flughafen in Schwechat, pfff...“

„Chaos wahrscheinlich, oder?“

Er nickte.

„Ja ziemlich. Aber jetzt bin ich ja da.“

„Ja, super“, sagte ich, „jetzt bist du da. Willst du erst mal was frühstücken gehen, ehe wir nach Basel fahren?“

„Ja, ein Kaffee wäre schon was. Kaffee und eine Zigarette.“

Wir gingen zum nächsten Kiosk, kauften zwei Cappuccinos im Pappbecher und zwei Donuts und stellten zur Einfahrt in die Tiefgarage des Flughafens, wo die

Raucherecken waren, steckten uns Zigaretten in die Gesichter, er Gauloises, ich Parisienne, und gaben uns gegenseitig Feuer.

Nikotin schoss in vier Lungenflügel ein, wurde von zwei Herzen in zwei Gehirne gepumpt und der restliche Rauch durch vier Nasenlöcher wieder ausgeblasen. Vater und Sohn: Gleiches Bedürfnis, gleiche Handlung, gleiche Zeit, gleiche Wirkung. Wie Synchronschwimmen. Als fiel es mir zum ersten Mal auf.

„Du hast gutes Wetter mitgebracht“ sagte ich mit Blick auf die Straße, die noch vom nächtlichen Regen nass war.

Er sagte: „Ja, und einen Rucksack voll Kuchen von deiner Mutter. Und Marillenmarmelade.“

„Und die Grammeln?“ fragte ich. Es gibt keine Grammeln in der Schweiz. Kennt kein Mensch hier, nicht mal die Fleischer, die hier Metzger heißen. Und Grieben sind keine Grammeln!

„Ja, die Grammeln auch. Ein halbes Kilo! Und ein ganzes Kilo Brösel, wie du gesagt hast.“

Es gibt auch keine Brösel in der Schweiz, zumindest nicht in Basel. Wenn man ein gutes Schnitzel backen will, muss man über die Grenze nach Deutschland und das, was es dort gibt, heißt Paniermehl und besteht aus vielen interessanten Dingen, aber ganz sicher nicht aus Bröseln alter Semmeln. Die gibts ja schließlich auch nicht. Heißen Brötchen hier und schmecken wie trockene Putzschwämme. Manche Dinge kannst du eben beim besten Willen nicht ersetzen.

„Wie geht's deinem Fuß?“ fragte er.

„Ja, nicht so super“, antwortete ich, „das Ding wächst nicht gescheit zusammen. Der Arzt meinte, wenn das im Juni noch immer so aussieht, werden sie mich operieren müssen.“

„Hm“, machte er und schaute eine Spur besorgter, „dann werden sie ihn dir wahrscheinlich nochmal brechen“.

„Ja, nochmal brechen, das hört sich schon sehr dramatisch an. Sie werden halt die Bruchstelle aufschneiden und auf ein besseres Zusammenwachsen hoffen.“

„Hoffen – das hört sich dramatisch an!“

„Es ist das Keilbein, Papa“, sagte ich und klang vermutlich schon etwas genervt, „nur das Keilbein. Das äußere. Nicht mal so groß wie der letzte Knochen deines kleinen Fingers!“

„Groß genug, dass es dir Probleme macht, die du sicher nicht brauchen kannst!“

„Ja, da hast du recht. Aber nicht groß genug, dass man sich Sorgen machen müsste, die auch niemand braucht. Es ist nur scheiße, dass ich nicht wirklich laufen kann. Gehen schon, aber laufen eben nicht. Mir fehlen meine fünf Kilometer pro Tag. Aber das ist wahrscheinlich nur Kopfsache.“

Das Weihnachtsgeschenk für meine Mutter – die geplante Wohnungsrenovierung – war ein mittleres Fiasko geworden. Meine Schuld, unbestritten, und ich könnte mich noch heute in den Arsch beißen deswegen. Aber Scheiße passiert nun mal.

Der erste Tag der Renovierungsarbeiten, der 27. Dezember, war der nervenaufreibendste. Es galt Mutter nochmals von der Notwendigkeit des Unternehmens und seiner Konsequenzen zu überzeugen. Schwierig, denn jeder einzelne Handgriff und dessen Notwendigkeit musste erklärt und begründet werden, etwa warum es nicht notwendig ist, dutzende Plastiktaschen aus verschiedensten Ländern, hunderte Postkarten, Muscheln, Steine, Kinderzeichnungen, Trockenblumen und so weiter auf ewige Zeiten aufzuheben. Katastrophe, die Frau.

Und es galt auch, Vater davon zu überzeugen, dass er sich dabei nicht einmischte, auch wenn er sicher manches besser wusste und konnte. Das war – entgegen meinen Erwartungen – um einiges leichter. Er hörte sich an, was ich plante, nickte ab und zu dazu oder wog den Kopf hin und her, hatte aber weder die zu erwarteten Einwände noch Vorschläge oder gar Ratschläge. Das verwirrte mich etwas, denn so kannte ich ihn nicht. Er aber sagte nur: „Mach wie du glaubst. Wenn du Hilfe brauchst, komm.“ Dann zeigte er mir, wo er sein Werkzeug im Keller aufbewahrte, gab mir den Schlüssel dazu und ließ mich.

Ich war perplex. Was war los mit dem Alten? Sonst pflegte er alles an sich zu reißen, hatte sofort die besten Pläne, die perfekten Ratschläge und natürlich das definitive Wissen und Können, mit dem er nicht nur sparte, sondern mit dem er einen erschlug wie mit einem Hammer. Arbeiten mit ihm war stets ein Horror für mich gewesen und das erste Mal, bei dem er mich als vollwertigen Partner akzeptierte, war erst vor fünf Jahren gewesen, als er im Garten des Hauses, das er damals mit Daniela bewohnte, ein paar Obstbäume pflanzen wollte und ich ihm dabei helfen sollte. Jetzt hingegen: Nichts. Kein Vorschlag, kein Ratschlag, nur: „Wenn du was brauchst, nimm es dir oder hol mich.“ Wurde er langsam wirklich alt?

Am Ende des ersten Tages saß ich mit ihm in der Küche seiner Wohnung, wir aßen Bratwürste, die er immer nur von einem bestimmten steirischen Bauern am Markt

kaufte – sie waren köstlich – und tranken das vom Weihnachtsabend übrig gebliebene Bier und ich las ihm die Liste der Dinge, die in Mutters Wohnung zu ändern waren, vor: Eine Garderobe im Vorzimmer, ein Regal im Abstellraum, eine Kommode und ein Sofa im Wohnzimmer, besseres Licht über der Arbeitsfläche in der Küche und das Schlachtschiff von Esstisch, das gut acht Leuten Platz bot, musste unbedingt aus der kleinen, kaum sechzig Quadratmeter großen Wohnung raus, an besten in seinem Keller. Genauso wie die hässlichen Metallregale im Wohnzimmer und die überflüssige Federkernmatratze, von der sie sich unter gar keinen Umständen trennen wollte, obwohl sie ein großes neues Bett im Schlafzimmer hatte.

Vater hörte sich die Liste kommentarlos an und auch als ich ihn entnervt fragte, wie eine Frau, die hunderten Menschen ein gutes Leben in den eigenen vier Wänden ermöglicht hatte, wie Mutter es als ambulante Pflegekraft getan hatte, ihre eigene Wohnung derart vermüllen lassen konnte, schwieg er.

Schließlich rief ich, schon ziemlich zornig von all dem, aus: „Und wieso hast du ihr, in den acht Monaten, die sie nun direkt gegenüber auf der anderen Straßenseite lebt, nicht geholfen, dieses Chaos in den Griff zu bekommen?“

Er sah mich kurz und stumm an und begann das Geschirr abzuwaschen. Dann sagte er: „Ich habe zwanzig Jahre damit verbracht, deiner Mutter meinen Willen und die Vorstellungen von Ordnung, die ich habe, aufs Auge zu drücken. Was hat es gebracht? Nichts. Wir haben uns verloren. Warum sollte ich jetzt, wo wir alt sind und uns, trotz allem was war, nochmal nähergekommen sind, genau dort weitertun?“

Er trocknete sich die Hände am Geschirrtuch ab, dann wischte er damit gedankenverloren über die Spüle.

„Ich habe bei deiner Mutter viele Fehler gemacht. Mehr als ihr zuzumuten gewesen und mir zu entschuldigen war. Nichts, aber auch gar nichts, berechtigt mich diese Fehler nochmals zu machen. Wenn Sie sich nicht von mir helfen lassen will oder meine Vorschläge nicht annimmt – probiert habe ich es oft genug, seit sie hier wohnt – wenn sie das also alles nicht will, dann bin ich eben nicht der richtige dafür. Vielleicht aber du.“

Und wieder war ich vollkommen perplex. Wer war dieser Mann? Wirklich noch immer mein Vater, der auf nichts und niemand Rücksicht nahm, alles besser wusste und nie zuließ, dass einer seiner Schutzbefohlenen, wie er uns alle nannte, einen Fehler machte? Ich kannte ihn so nicht.

„Aber verdammt nochmal, Muttis Sturheit in dieser Sache mit der Wohnung mach mich so verdammt wütend!“ rief ich und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Er warf einen Blick auf die Hand, die eben den Tisch geschlagen hatte, dann auf mich, dann lächelte er und sagte: „Ich weiß, mein Sohn.“

Am zweiten Tag der Renovierungsaktion mietete ich einen Kastenwagen und besorgte von einem Secondhand-Shop in der Nähe eine wunderschöne, zwei Meter lange Kommode im Mid-Century-Design, auf das sowohl ich selbst als auch meine Eltern standen. Ein wunderschönes Stück, dass ich auch gerne mit in die Schweiz genommen hätte. Arturo, der noch bis Mitte Jänner in Wien war, ehe er zurück nach Rio fliegen musste, half mir es zu verladen und im Anschluss besorgten wir ein paar neue Bücherregale, einen neuen Tisch, ein Sofa und Holz für das Regal im Abstellraum und die Garderobe. Alles weitere, was wir benötigten an Schrauben und Werkzeug hatte ich Vaters Keller gefunden, er war bestens ausgerüstet und hatte weder an Qualität noch Quantität gespart.

Während Arturo und ich die Möbel holten, schafften Mutter und Magdalena all den unnützen Krempel, der nicht mehr in Mutters Wohnung bleiben, aber auch noch nicht weggegeben werden sollte, in Vaters Keller. „Räumt rein, was reinpasst!“ hatte er gesagt und das taten sie auch. Mit Ausnahme des Werkzeugschranks und seines alten Fahrrades war der Keller fast leer. Nur zwei Kartons standen noch im hintersten Winkel – einer mit Tapetenresten, der zweite mit Elektronikschrott, noch aus meiner Berufschulzeit und dreißig Terry-Pratchett-Romane, die ich im Alter von siebzehn Jahren verschlang.

Nachdem sie das Kellerabteil vollgeräumt hatten, schoben sie alle noch übrigen Sachen aus Mutters Wohnzimmer in das Schlafzimmer. Das Chaos war damit perfekt, Magdalena nahm Mutter zu sich mit, Arturo und ich flüchteten in den Baumarkt.

Vater selbst ließ sich hingegen nicht blicken. Und ich rief ihn nicht an. Nein, ich wollte das alleine machen. Ich brauchte ihn nicht, sein Angebot in allen Ehren. Mir reichte es schon, Mutter ständig im Genick zu haben und meine Schwester, die alles nur unheimlich witzig fand. Mit Arturo kam ich gut aus, wir mussten nicht viel miteinander reden, um uns zu verstehen. Obwohl er keinen Vater mehr hatte und seine Mutter ihn nicht ständig mit der Leichtigkeit eines quengeligen Kleinkindes an den Rand eines Nervenzusammenbruchs führte. Erst am Ende des zweiten Tages meldete sich Vater wieder und lud uns zum Abendessen ein. Saiblingsfilet auf Steinpilzrisotto. Mein Vater kocht wie Gott.

Der dritte Tag gehörte dann endgültig der Wohnung. Mutter war mit Magdalena und Arturo unterwegs, Vater sonst wo, ich konnte in Ruhe arbeiten. Erst wusch ich die Kommode mit Salmiak ab, dann ölte ich sie mit Teaköl ein und während das trocknete, baute ich die Bücherregale und den neuen Esstisch zusammen. Ein gutes, gemütliches Arbeiten. Irgendwann aber rief dann Mario an und machte mir einen Vorschlag, den ich nicht ablehnen konnte.

Mario und ich kennen uns, seit wir Kleinkinder waren und es ist sicher nicht übertrieben, wenn jemand sagt, dass wir beste Freunde sind. Wir gingen zur Volksschule gemeinsam, in das Gymnasium und in die technische Fachschule. Anders als ich beendet er diese aber und ging danach auf die Uni, um Informatik zu studieren. Dennoch verloren wir uns nie aus den Augen, nicht einmal als er für ein Jahr nach Barcelona ging.

„Was hast du zu Silvester vor, Raph?“ fragte er.

Nichts natürlich. Ich hatte vollkommen ausgeblendet, dass übermorgen ja Jahreswechsel war. Egal was mir Mario jetzt vorschlagen würde, und wenn es ein Tag im Kloster wäre, ich würde es annehmen. Na sicher, was für eine Frage!

Das brachte mich aber erst recht in Stress. Ich musste mit den Renovierungsarbeiten in Mutters Wohnung fertig werden. Am besten heute noch. Dann konnte man morgen den ganzen Krempel wieder zurückräumen. Und der Tag darauf wäre dann ja schon – eben! – Silvester.

Ich legte also einen Zahn zu. Gab Gas. Arbeitete schneller. Wurde schlampiger. Und fahrlässiger. Machte die Garderobe fertig, begann das Regal im Abstellraum, wollte erst mal was trinken, das Licht in der Küche war eine Funzel, da musste eine neue Lampe ran, und zwar jetzt gleich.

Ich stieg auf den Sessel und streckte mich zur Decke, um die alte Lampe abzunehmen. Die Sitzfläche des Sessels war aus Peddigrohr oder einem ähnlichen Zeug. Ich brachte gute achtzig Kilo auf die Waage. Das Peddigrohr war uralt und staubtrocken. Mit einem leisen Knistern riss es durch und mein linkes Bein rauschte gestreckt durch den Sessel. Das Kahnbein machte es dem Peddigrohr nach. Ich lag am Boden, das Bein steckte noch im Sessel und ich sagte: „Idiot“. Das stimmte.

Ich schälte mich aus dem Sessel, der Fuß schmerzte wie Sau, und zog mich auf das Sofa, das noch in seiner Plastikfolie dastand. Von dort kam ich ans Fensterbrett, wo mein Handy lag, mit dem ich schließlich Vater anrief. Der war in seiner Wohnung und wenig später da.

Mit dem sicheren Griff eines Krankenpflegers, der zwar seit über zwanzig Jahren nicht mehr am Bett stand, aber dennoch sein Handwerk gelernt hatte, verdrehte er meinen Vorderfuß und sagte trocken: „Gebrochen. Ab mit dir ins Krankenhaus.“

Natürlich weigerte ich mich. Wir warteten eine Stunde oder so zu, der Fuß schwoll an, trotz einer Reihe eiskalter Wickel, an ein Aufstehen war nicht zu denken. Mittlerweile waren auch Mutter, Magdalena und Arturo gekommen. Der brachte mich mit dem ausgeborgten Kastenwagen ins Krankenhaus, wo die Diagnose Vaters bestätigt wurde. Ich bekam einen Spaltgips und sollte zwei Wochen ruhen.

Natürlich feierte ich mit Mario und den anderen Silvester. Tanzte sogar Walzer mit Stefans Frau. War keine so gute Idee. Als ich eine Woche später wieder in Basel war, ging ich dort ins Krankenhaus. Man machte noch mal ein Röntgen und der Schweizer Arzt sagte: „Das sieht ja echt gaggi aus“.

Wir hatten ausgeraucht und ich sagte: „In zwanzig Minuten fährt der Zug nach Basel. Lass uns auf den Bahnsteig gehen.“ Auf den Weg dorthin kaufte ich noch zwei Wraps und zwei Flaschen Wasser. Als ich aus dem Bistro kam, sah ich Vater vor einem Uhrenladen stehen, hinter ihm im Schaufenster hingen drei Bahnhofsuhren welche die Echtzeit in Zürich, Rio und Tokio, anzeigten. Ich zückte mein Handy, machte ein Foto von ihm vor diesen Uhren und stellte es in den Familienticker. „Ratet mal, wo er gelandet ist!“ schrieb ich dazu.

Später, als ich mir das noch einmal ansah, er vor den drei Uhren in seinem schwarzen schweren Mantel, etwas gebückt, (oder sollte ich sagen, gedrückt?), mit einem müden Blick (oder war es doch ein trauriger?), da wirkte er auf mich wie aus der Zeit gefallen. Und das lag nicht an diesen Uhren.

Reinhard

Wir saßen im Zug nach Basel, er hatte sich hingeflüzt, wie er es gerne und oft tat, sah aus schmalen Augenschlitzen auf die vorbeiziehende Landschaft und hing Gedanken nach, die ich nicht erriet und von denen ich hoffte, dass sie nicht von der Art waren, was er jetzt mit seinem Alten Herrn anfangen sollte. Er sah müde aus, oder vielleicht auch traurig. Vielleicht aber doch nur müde. Was trieb ihn um, all die Zeit, seit er hier in der Schweiz war? Was hatte ihn umgetrieben, als er noch in Wien lebte? Ich wusste es nicht. Ich wusste nichts von ihm.

Wann waren wir einander so abhandengekommen? Nach der Scheidung von Ursula? Dabei? Oder schon davor, als auch seine Mutter einfach weg war, obwohl sie noch da war, neben mir im Bett, mit uns am Tisch, bei den wenigen Dingen, die wir noch gemeinsam machten und die immer weniger wurden, je mehr sich unsere Elternrolle änderte und zumindest bei mir durch eine berufliche Karriere ersetzt wurden?

„Wir gingen einfach nur alle unsere eigenen Wege“, sagte Magdalena einmal, „das war die Entwicklung, die wir nahmen. Solange wir uns als Mutter-Vater-Kinder-Familie brauchten, solange waren wir zusammen, dann war das eben nicht mehr so. Wir sind erwachsen geworden, nicht nur was uns Kinder, auch was euch Eltern betrifft.“

Er hatte seinen linken Schuh ausgezogen und den Fuß auf den Sitz neben mir gelegt. Es war ihm anzusehen, dass er Schmerzen hatte, obwohl er natürlich kein Wort dazu gesagt hätte. Ich legte die Hand vorsichtig auf den Fuß, er schreckte kurz auf, sah mich an und sagte nur: „Nicht“. Dann versank er wieder in seine Gedanken.

Vielleicht hätte ich ihn jetzt fragen sollen, wie es denn dazu gekommen war, dass er die WG, die hier sieben Jahre lang seine Ersatzfamilie gewesen war, verlassen hatte. Ich tat es nicht. Ich hoffte nur, er würde mir die Geschichte von sich aus erzählen,

irgendwann in den kommenden vier Tagen. Und wusste gleichzeitig, er würde es nicht tun, wenn ich nicht mit Nachdruck insistierte. Aber wollte ich das? Sollte ich das?

Ganze zweimal hatte ich ihn in den sieben Jahren, die er nun hier lebte, besucht. Das letzte mal vor zwei Jahren mit Tanja, das erste Mal drei Jahre zuvor, zu Weihnachten, mit Ursula und Magdalena. Das Verhältnis mit Daniela lag damals schon im Argen. Seit wir beide für die Gewerkschaft „verdi“ unterrichteten – ich noch dazu als ihr direkter Vorgesetzter – kamen wir aus den Meinungsverschiedenheiten nicht mehr raus, weder im Job noch zuhause. Dazu kam ihr Drang ständig und um jeden Preis „Heile Familie“ spielen zu müssen, obwohl ihre Familie alles andere als „heil“ war: Eine neurotische Schwester, eine hysterische Mutter, ein trinkender Vater und eine Tochter, die im Alter von siebenundzwanzig Jahren mit dem intellektuellen Niveau einer elfjährigen gesegnet war. Als dann die Mutter ihres Ex-Mannes starb und noch kurz vor Weihnachten begraben werden sollte und sie unbedingt zu diesem Begräbnis wollte („*Willst du der Alten, die dir in ihrem Leben nur Schlechtes angetan hat, ins Grab nachspucken?*“ hatte ich sie zornig gefragt), da sagte ich der Einladung Raphis zu und fuhr mit Ursula und Magdalena in die Schweiz, um dort zum ersten Mal seit mehr als vierzehn Jahren gemeinsam mit meiner Familie Weihnachten zu feiern.

Wir wussten von Raphi nur, dass er vor zwei Jahren mit fünf uns bis dahin unbekannten Menschen in ein altes Haus in Rheinfelden, 30 Kilometer von Basel entfernt, gezogen war. Wie sich erst jetzt herausstellte waren das ein schwules Paar namens Sven und Johann, ein lesbisches Paar namens Marie und Charlotte und neben Raphi noch ein Mann namens Urs. Ich mochte die fünf sofort. Nette junge Leute, auf Anhieb sympathisch, mit guten An- und Absichten, unter denen sich Raphael nicht nur wohl fühlte, sondern auf deren Freundschaft er sichtlich stolz war.

Das Haus allerdings war eine bauliche Katastrophe. Erbaut vor Hundertzwanzig Jahren, zwei Stockwerke hoch, mit einem riesigen Garten und einer weitgezogenen Terrasse, lief mitten durch die gesamte Bausubstanz der nördlichen und südlichen Außenwand und durch jede Decke und ein fingerbreiter Riss. Das Fundament des Hauses war in einen Hang hinein gebaut, der irgendwann begonnen hatte, abzurutschen und das Haus in zwei Hälften zu reißen. Man hatte zwar den gesamten Keller mit Flüssigbeton gefüllt, um die Katastrophe aufzuhalten, aber es war nur eine Frage der Zeit, bis die Behörden das Haus für unbewohnbar erklärten. Bis dahin hatten die Besitzer das Haus eben diesen sechs liebenswerten Chaoten vermietet, die den

Schrott mit viel Fleiß und Herzblut zu einer liebenswerten Villa Kunterbunt verwandelten. Fehlte nur noch ein Äffchen, ein Pferd und ein hohler Baum, in dem man Limonade fand.

Das Erdgeschoss bestand aus einem riesigen Wohnzimmer, in dem sie einen ebenso riesigen Fernseher aufgestellt hatten, den sie nur als Bildschirm für ihre X-Box benutzten, weiters einer Küche, einer Bar mit Unmengen an verschiedenen Rum- und Whiskeysorten und einer Abstellkammer, in der sie alles reinschoben, dass sie nicht brauchen konnten. Den ersten Stock hatten das schwule und das lesbische Paar bezogen, den zweiten Urs und Raphi, unterm Dach war ein Gästezimmer und in jedem Stockwerk ein großes Bad.

Was mich allerdings am meisten überraschte war, dass so gut wie jede Renovierungsarbeit von meinem Sohn geplant und aufs penibelste ausgeführt war. Gewiss hatten auch die fünf anderen das ihre dazu beigesteuert, aber so gut wie alle Ideen und detaillierten Pläne kamen von Raphi. Ich war stolz wie ein Zaunkönig auf den Jungen. Aber ich sagte kein Wort. Es war für mich so logisch, dass er und nur er das gemacht hatte, dass ich es einfach keiner Bemerkung für notwendig gehalten hatte.

Als Ursula und ich drei Tage später – Magdalena wollte noch Silvester dort verbringen – wieder nach Wien zurückfahren, sagte sie: „Ein Wort der Anerkennung, nur ein einziges kleines Lob. Glaubst du wirklich, dir wären die Zähne ausgefallen, wenn du gesagt hättest, wie schön Raphi das alles gemacht hat? Er hat so darauf gewartet. Und du schweigst zu allem!“

Ich schwieg auch dazu.